

Die Schnitzereien aus dem Trierer Arenakeller.

II. Elfenbeinpyxis mit biblischen Szenen.

Von Dr. Paul Steiner, Trier.

(Mit 5 Abbildungen*).

Die Elfenbeinpyxis aus dem Arenakeller, gefunden bei Stelle h in der Südostecke¹, ist aus vielen Bruchstücken im wesentlichen vollständig wieder zusammengesetzt. Von Boden und Deckel ist nichts vorhanden.

Das Elfenbein ist zum größten Teil dunkelbraun verfärbt, nur etwa ein Viertel (Abraham bis Habakuk) ist hellbraun.

Die Höhe beträgt 78 (ich gebe die Zahlen in Millimetern). Der Durchmesser lässt sich errechnen auf 135 außen und 127 innen. Die Dicke der Wandung beträgt mehr oder weniger als 6. Die innere Wandung ist glatt bis auf eine Bodennute. Sie hat hie und da dunklere Flecken.

Die Reliefs stehen zwischen je einer schmalen Boden- und Kopfleiste. Über letzterer eine 5 hohe und 3 tiefe Ausfrässung für den Deckel.

Es ist eine ganze Anzahl von Bohrlöchern feststellbar. Sie lassen sich in verschiedene Gruppen ordnen (Abb. 1). Im unteren Teil:

1. Acht Löcher in der Fußleiste (1—8) dienten zur Befestigung der Bodenplatte. Für diese ist, wie gesagt, am innern Fuß eine 4 mm hohe flache Nute ausgearbeitet. Diese Befestigungslöcher sind nicht in ganz gleichmäßigen Abständen verteilt. Zwischen 4 und 5, 5 und 6 und besonders 6 und 7 liegen größere Zwischenräume.
2. Vier Bohrlöcher (9—12) stehen etwas höher (Nr. 9 = 10, Nr. 10 und 11 = 8, Nr. 12 = 9 mm über Unterkante), ganz ungleich verteilt. Über ihren Zweck vermag ich nichts Sichereres zu sagen. Möglich, daß sie zur Befestigung einer Metalleinlage (eines Beckens?) im Innern dienten.
3. Bei I, II und III sind jeweils zwei Bohrlöcher übereinander. Höhen über Unterkante: bei I = 7 — hier an der ausgebrochenen Stelle ist nur eins erhalten —, bei II = 7 und 17, bei III =

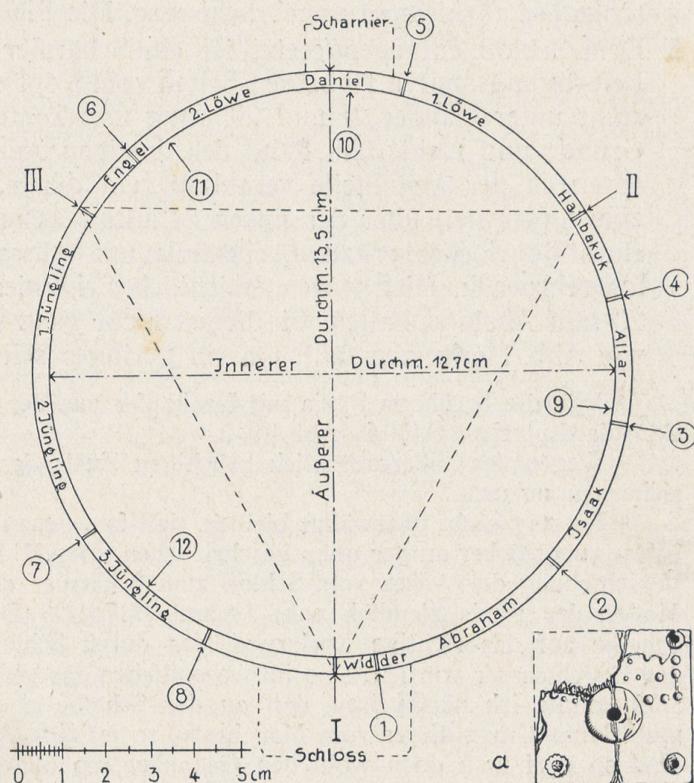


Abb. 1. Elfenbeinpyxis aus dem Trierer Arenakeller:
Anordnungsweise der Bohrungen.

a. Ansicht des „Schlosses“.

* Das kostbare Stück ist in Einzelaufnahmen eben jetzt neu photographiert worden durch Museumsphotograph K. Schindler unter Leitung des Verfassers. Abzüge können vom Landesmuseum bezogen werden.

¹ Plan im „Führungsblatt“, ferner Röm.-German. Korrespondenz-Bl. II. 1909, Nr. 6, 51, so- dann Trierer Jahresberichte III, 1910 S. 9, Abb. 1. Dort sind S. 14 ebenfalls die Funde erwähnt. Siehe ebenda II, 1909 S. 14 (Jahresbericht des Provinzialmuseums) und V. Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1909, Museographie für 1908/09, S. 28 f. und S. 64 (Frankfurt/M. 1911).

= 8 und 17. Die beiden letzteren stehen nicht senkrecht über, sondern etwas schräg zu einander. Im vorletzten Loch stecken noch Eisenteile eines Nagels. An diesen Stellen ist der Grund in etwa 7 Breite und etwa 23 Höhe schwarz verfärbt, auch über den Bodenrand hin. Daraus geht hervor, daß dort Metallteile angebracht waren, deren Oxydierung die Verfärbung veranlaßte. Ich nehme drei Füßchen aus Metall an, weil Bodenklammern², an die zunächst gedacht werden muß, m. E. überflüssig waren, da zur Befestigung des Bodens die acht Stifte ausreichend gewesen sein dürften. Diese „Füße“ waren gleichmäßig verteilt. Sie standen auf den Enden von drei 110 bis 117 langen Sehnen³.

Im oberen Teil sind folgende Bohrlöchergruppen (9—12):

4. Das Füßchen I steht genau senkrecht unter dem Schloß. Dieses (**Abb. 1a**) ist eine hochgearbeitete quadratische (35×35) Platte mit Delle von 13 Dm, in deren Mitte ein Bohrloch (nicht exakt auf Achsenschnittpunkt) steht. Die linke obere Ecke ist (gewaltsam) ausgebrochen. Im Bruchrand rechts ist noch ein größeres Bohrloch zu erkennen, 11—14 unter Oberkante. Es diente, wie die Delle, zur Aufnahme und Befestigung der Vorrichtung für den Verschlußhaken. Auf den vier Ecken war je ein Stiftloch; in dem unteren links sitzt noch ein Bronzezierstift mit Rosettenkopf. Im oberen Teil, links wie rechts von der Delle, bemerkt man dann noch eine Anzahl von verschieden tief angebohrten Löchern. Sie lassen eine geregelte Anordnung erkennen, z. T. anscheinend in Rosettenform. Diese Platte soll ein aufgeheftetes metallenes Kastenschloß vorstellen, ist aber nur ein Scheinschloß, auf dem eine Fangöse zur Aufnahme einer Überschlagöse (Schlempe) angebracht war. Die Platte hatte wohl Metallbelag.
5. Dem Schloß entgegengesetzt ist ein Scharnier zu erwarten. Tatsächlich finden sich Befestigungsspuren zu beiden Seiten vom Kopf des Daniel: links zwei Bohrlöcher senkrecht untereinander, 9 und 29 unter Oberkante, auf 5 mm breit schwarz verfärbtem Grund; und rechts, am Rand des dortigen Ausbruches (der durch gewaltsames Aussprengen der Metallteile veranlaßt sein dürfte, dem auch wohl das Gesicht Daniels zum Opfer fiel) über der linken Schulter, 22 unter Oberkante ist eben noch der Rest eines Bohrloches erhalten, ebenfalls auf schwarz verfärbtem Grund. Das zweite ist fortgebrochen. Hier waren ersichtlich Scharnierbänder angebracht, die untereinander 20 mm Abstand hatten. Sie liegen nicht ganz scharf diametral zum Schloß, sondern, wie Abb. 1 erkennen läßt, um ein geringes seitlich verschoben⁴.

² Vgl. die berühmte Pyxis mit Isaakopfer aus der Trierer Gegend in Berlin: Delbrueck, Die Consulardiptychen S. 159 f., Abb. 1 u. 2.

³ Wegen des außerordentlich brüchigen Zustandes sind die Maße vielfach nicht mehr ganz sicher zu nehmen.

⁴ Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß fast genau den gleichen Abstand (21) die Scharnierbefestigungslöcher an der oben beschriebenen Rotsvintda-Scheibe haben, die ebenfalls eine geringe Verschiebung der Achse vom Schloß zum Scharnier nach links aufweist und auch sonst in den Maßen der Pyxis ziemlich nahe kommt (117×123 Durchmesser). Bringt man die Rotsvintda-Scheibe auf das richtige Kreisrund, das durch Schwund vielleicht verlorengegangen, so erhält sie den Durchmesser von 127, also im wesentlichen das gleiche Maß wie das Innere unserer Pyxis. S. 79 konnte ich nachweisen, daß an der Scheibe noch ein Randstück angesetzt gewesen sein muß. Nimmt man dieses zum Maß hinzu, so ist eine Anpassung an die Pyxisdeckelnute möglich. Und so darf man doch wohl den Gedanken, so ungewöhnlich er zunächst scheinen mag, aussprechen, ob nicht doch vielleicht beide, Knochenscheibe und Büchse, ehemals zusammengehört haben. Beweisen läßt sich das freilich wohl nie. Daß beide ganz verschiedenen Zeiten, jene dem 9., diese dem 4. (eher als dem 6.) Jahrhundert angehören, ist kein Gegengrund. Denn die Scheibe kann leicht nachträglich als Deckel hinzugefügt worden sein zum Ersatz eines beschädigten Elfenbeindeckels, wofür vielleicht gleichartiges Material nicht gerade zur Hand war (oder etwa weil man in dem Knochen, der einem Erdfund entstammen könnte, doch noch etwas anderes sah als nur Werkstoff? Etwa — man gestatte mir, dies als weniger wahrscheinliche Möglichkeit zu oben S. 81 auszusprechen — doch eine Reliquie?).

Die Frage der Zeitanzetzung der Rotsvintda-Scheibe dürfte noch nicht endgültig gelöst sein. Ich hatte mich an Universitätsprofessor Dr. R. von Heckel in München gewandt mit der Bitte um Meinungsäußerung über etwaige Datierungsmöglichkeit auf Grund des Schriftcharakters. Seine Rückäußerung konnte damals nicht abgewartet werden. Er hat



Abb. 2. Bilderfolge der Elfenbeinpyxis aus dem Trierer Arenakeller.

B e s c h r e i b u n g d e r D a r s t e l l u n g e n. Die Szenen sind ohne Verbindung nebeneinandergestellt. Sie zeigen keine neuen Gedanken oder Erfindungen. Gleiche sind auch sonst nachweisbar⁵. Die Figuren sind fest und technisch sicher geschnitten, aber ohne besondere Feinheit, trocken und konventionell. Sie sind kräftig und recht tief aus dem Grund herausgearbeitet, die Proportionen im allgemeinen richtig. In den Gewandfalten herrscht Geraelinigkeit vor. In den Augen sind die Pupillen gebohrt.

Ich beginne die Beschreibung bei dem als vorne anzunehmenden Schloß und verfolge sie nach rechts, ungeachtet der unten dargelegten Auffassung, daß die Bildfolge als solche bei dem Räucherständer beginnt. (Abb. 2 und 3—5.)

inzwischen in liebenswürdiger Weise dazu Stellung genommen nach eingehender Rücksprache mit seinem Doktoranden, Herrn R. Rauh, der mit einer epigraphischen Arbeit doktoriert hat, und den er als Gewährsmann angesehen haben möchte, weil er hauptsächlich die Untersuchung gemacht und das Material zusammengebracht habe. Er schreibt:

„Wir haben die Inschrift auf dem Pyxisdeckel zusammen besprochen und sind, soweit es das bisher veröffentlichte Vergleichsmaterial besonders aus Mainz und aus Frankreich gestattete, beide zu dem gleichen Ergebnis gekommen, daß die Inschrift dem 8. Jahrh. und zwar wahrscheinlich der 2. Hälfte des Jahrh. angehört. Die eckigen Buchstaben C, G, O, S sind zwar sowohl merowingisch wie frühkarolingisch, aber die meisten Parallelen finden sich erst im 8. Jahrh., und das Fehlen der für ältere merowingische Schriften so bezeichnenden Buchstabenverschränkungen (hier nur einmal bei LL) spricht mehr für frühkarolingische Zeit, doch dürfte die Schrift noch beträchtlich vor 800 (etwa bis 780) zu setzen sein. Freilich müssen bei allen derartigen Datierungsversuchen große Vorbehalte gemacht werden, da, wie gesagt, das Material bei weitem noch nicht gesammelt und untersucht ist.“

Trotzdem will Herr Rauh weiter versuchen, die Inschrift auf Grund des Schriftduktus und der einzelnen Buchstabenformen zu datieren. Ich möchte meinen, daß vielleicht auch aus der Textformulierung, aus der Gebetsformel und der Namensform und ihrer Schreibweise noch Schlüsse möglich sind.

Ich verdanke auch Herrn Prof. G. Kentenich einige Hinweise, denen ich aber nicht nachgehen kann, weil das Datieren außerhalb des Rahmens der Aufgabe, die ich mir hier gestellt hatte, fällt.

Zu dem Werkstoff schrieb Prof. Hilzheimer, Berlin, noch: „Über die Zeit, wann zuerst Walfischknochen verarbeitet worden sind, kann ich nichts sagen, ich weiß aber, daß die Basken seit mindestens dem 9. Jahrhundert den Grönlandwal jagten.“ Der Knochen braucht indes nicht von einem gejagten Tier zu stammen, er kann in Anlandung alt oder frisch gefunden sein.

Der Frage, wann Walfischknochen zuerst für Zwecke wie oben verwendet worden sind, kann ich nicht nachgehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich daraus etwas für die Herkunft unsrer Rotsvintda-Scheibe, vielleicht für etwaige Beziehungen Triers zu dem hohen Norden ergeben würde. Herr Dr. Raschke, Leiter des Landesmuseums für Vorgeschichte in Ratibor O. S. äußerte gesprächsweise, daß er sich zu erinnern glaube, in der dänischen Zeitschrift Aarbøger alte Geräte aus Walfischknochen gesehen zu haben. Er ist aber zu seinem Bedauern nicht in der Lage, das nachzuprüfen.

Ich möchte nicht verfehlten, auch an dieser Stelle allen diesen Helfern für ihre freundlichen Mitteilungen zu danken.

⁵ Wolfgang Fr. Volbach, Elfenbeinarbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters (Kataloge des Röm.-Germ. Zentral-Museums Nr. 7, Mainz 1916) S. 50 zu Nr. 50 mit Taf. VIIa. — Derselbe auch in Bossert, Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker, Bd. V (1932) S. 97, wo er übrigens die Ansicht vertritt, die Trierer Pyxis müsse zwischen 390 und 420 datiert werden, weil sie im Schutt der Trierer Arena gefunden wurde, was fehlgeht.



Abb. 3—5. Elfenbeinpyxis mit biblischen Szenen aus dem Trierer Arenakeller. 1:1.
Die Buchstaben a—b, b—c, c—a geben die Anschlüsse der Einzelteile an

1. Szene: Abraham will Isaak opfern. (Abb. 3a—b.)

Unterhalb der Verschlußplatte steht nach rechts gewendet in normaler Größe (stark zerstört) das Opfertier, ein Widder mit s-förmig gebogenem Gehörn. Hinter ihm bis zur oberen Randleiste rechts an der Schloßplatte vorbei aufragend ein Baum, das Gewächs Sabeck. Ein Doppelband leitet vom Hals des Widders nach vorn zum Abraham hinüber.

Der Patriarch steht in nach links ausfallender Haltung, mit der (zerstörten) Linken Isaaks Haupt ergreifend, mit der nach rückwärts ausholenden Rechten ein langes schwertartiges Messer, dessen Griff gleiche Länge wie die Klinge hat⁶, wie der fränkische Scramasax, zum Todesstoß schwingend. Das (linksbeschädigte) langbärtige Gesicht unter struppigem Haar ist nach vorn und etwas zurück (zum Opfertier) gewendet. Langes, faltiges, auf der Brust offenes Gewand mit Ärmeln, die bis zum Handgelenk reichen. Ein über die linke Schulter gelegter Mantel fällt in großen Falten herab. Die darunter zum Vorschein kommenden Gewandteile zeigen eine so eigenartige abgegrenzte senkrechte Faltengebung, daß der falsche Eindruck einer am Fußknöchel geschlossenen faltigen Hose aufkommen kann. An den Füßen Sandalen.

Vom Isaak sind nur der Kopf zum größten Teil und das linke Bein erhalten. Man sieht noch Gewandfalten und hohe Stiefel. Mit dem linken bekleideten Arm stützt sich der anscheinend auf das rechte Knie gesunkene Knabe gegen den linken Oberschenkel. Über ihm ragt aus den durch einige Leisten angedeuteten Wolken weisend die Hand Gottes. Unter ihr ist in feinen Strichen eingeritzt noch der Rest einer Inschrift: MA[·]E in guten lateinischen Majuskeln sichtbar. (Ob = manus Dei?)

Rechts davon steht ein laternenartiger Gegenstand: auf hoher gewundener Säule über getrepptem⁷ viereckigem Sockel ein korbartiges, anscheinend als rund gedachtes Gebilde mit dreieckigem Fensterausschnitt und drei dreieckigen hohen Zacken, zwischen denen gravierte Striche aufsteigenden Rauch andeuten. Es ist ein altartiges Räuchergerät, ein Thymiaterion „syrischer“ Form⁸. Durch dieses Gerät wird die Bildreihe in so augenfälliger Weise durchschnitten, daß man hier wohl den eigentlichen Anfang der Bilderfolge sehen muß. Sachlich gehört es zu der vorigen Szene der Opferung⁹.

⁶ Ein solches schwertartiges Messer ist auch sonst als Opferinstrument Abrahams das übliche, z. B. u. a. auf den Pyxiden in Berlin und in Bologna, die nach Stuhlfauth, Elfenbeinplastik S.18 ff. (Taf.1) aus einer stadtromischen Schnitzschule des 5. Jahrhs. stammen, beide nach der gleichen Schulvorlage gearbeitet. Aber auch in den Sarkophagreliefs und den Werken der Kleinkunst pflegt Abraham das Schwert zu schwingen.

⁷ O. Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst (Bürger, Handbuch der Kunswissenschaften, 1914) I S.187 hebt ein „bezeichnendes christliches und sogar lokalpalästinensisches Motiv: die von Jerusalem-Pilgern wiederholt erwähnte Felsentreppe des Golgathafelsens, über der sich der merkwürdige Altar orientalischer Form (zu diesem siehe Anm.8) erhebt“ als kennzeichnend für das Isaakopfer in den frühen Elfenbeinschnitzereien, die er mit Antiochia in Verbindung bringt, hervor. — Natürlich darf die Schnitzerei nicht wegen der orientalischen Tracht ohne weiteres als syrische Arbeit angesprochen werden. (Vgl. auch Stuhlfauth, Die altchristliche Elfenbeinplastik [1896] S.27 Anm.2.) Stuhlfauth a. a. O. stellt sechs Schnitzschulen auf, ohne für den Orient eine sichere nachweisen zu können: Die italischen Elfenbeinschnitzschulen blühten und welkten und lösten sich zeitlich ab, ganz entsprechend der politischen Entwicklung der Städte und Staaten in denen sie tätig waren (S.195): Von Jahrhundert zu Jahrhundert sei eine Ablösung der Örtlichkeiten, wo sie blühten, festzustellen, und zwar seien dies die Residenzen oder Aufenthaltsorte des Hofes gewesen. Man wird Rich. Delbrueck zustimmen, der (Die Consulardiptychen S.24) zum Ausdruck gebracht hat, daß der Herstellungs-ort eines einzelnen Stückes dieser künstlerischen Elfenbeinwaren selten zu ermitteln sein wird. Ihre Erzeugung blieb in der Hauptsache wohl auf wenige Plätze beschränkt. Für Gallien zieht D. neben Arles auch Trier in Erwägung. Unsere Pyxiden werden im wesentlichen gallischer Herkunft sein. Allerdings ist nach Delbrueck S.161, die Kunstart der ganzen Gruppe wohl alexandrinisch. „Man wird anzunehmen haben, daß alexandrinische Elfenbeinschnitzer in Gallien arbeiteten.“

⁸ Karl Wiggand, Thymiateria. Bonner Jahrb.122, 1912, S.89 weist diese „Hörneraltäre“ dem „alexandrinischen“ Kulturkreis zu. Anm.2 sagt er: „Diese Zinken oder Hörner scheinen übrigens nicht syrisch zu sein.“ Unter seinen Abbildungen ist kein dem unsrigen entsprechendes Stück. Literatur zu den „Zinnenaltären“, die er ägyptische nennt, siehe bei Rich. Delbrueck, Die Consulardiptychen und verwandte Denkmäler (1929) S.161 Anm.4.

2. Szene: Habakuk mit dem Engel, Daniel Brot bringend. (Abb. 4b.)

Habakuk in eiligem Schritt rechtshin mit Wadenstiefeln, in kurzem gegürtetem langärmeligem Leibrock, auf den weit vorgestreckten Händen, von denen ein Tuchzipfel herabhängt, Brote tragend. Hinter ihm der Engel schwebend gedacht (der linke Fuß ist über dem Boden sichtbar) mit großen ausgebereiteten Flügeln, deren Federn liebevoll gezeichnet sind, in langem fältigem Ärmelrock mit über die linke Schulter gelegtem Mantel, die Linke auf Habakuks Haupt gelegt¹⁰, die Rechte hinweisend in die folgende zugehörige Szene vorgestreckt.

3. Szene: Daniel unter den Löwen. (Abb. 4c.)

Der Prophet steht in voller Vorderansicht mit gespreizten Beinen, mit betend erhobenen Händen (linker Arm und Gesicht fehlen) in orientalischer Tracht mit langen Hosen, gegürtetem Leibrock, der in drei Zipfeln neben den Oberschenkeln herabhängt, und auf der Brust mit runder Brosche gehaltenem Umschlagtuch vor Quadermauerwerk, das ein Flachbogen überspannt. Nach rechts und nach links je ein sitzender Löwe, die Köpfe mit bleckendem Rachen nach ihm zurückwendend. Über dem Löwen rechts eine größere Fehlstelle, die wohl auf ein gewaltsames Ausbrechen des Scharniers zurückzuführen ist.

Die nächste Szene schließt so eng an die vorige an, daß der zurückgestellte rechte Fuß der ersten Person hinter dem linken Vorderbein des Löwen verschwindet.

4. Szene: Die drei Hebräer im Feuerofen. (Abb. 5c—a.)

Die Jünglinge stehen in Vorderansicht in Orantenhaltung nebeneinander vor Quaderwerk mit darüber sich spannenden drei Flachbögen. Ein jeder von ihnen ist eine genaue Wiederholung des Daniel in Haltung und Tracht. Die orientalische Mütze, die bei Daniel weggebrochen ist, zeigt sich hier als ein oben abgeplatteter Kopfaufsatz. Getrennt sind sie von einander und von ihrer Nachbarschaft durch hochzüngelnde Fiammenpyramiden, und kleine Flammen sind noch graviert zwischen ihren Füßen zu sehen. Die vierte Figur am Anfang dieser Szene links, ebenfalls vor Quadermauerwerk mit Ansatz eines Bogens, lang gewandet, mit fältigem Mantel, in Schrittstellung zur linken Seite gewendet, mit der Rechten einen Stab¹¹ gegen den ersten Jüngling oder die Flamme ausstreckend, ist ein Engel, wenn auch keine Flügel zu sehen sind¹². Die letzte Flamme am weitesten rechts steht unter der linken Ecke der Schloßplatte vor einem Ausbruch, der bis zum Widder in der 1. Szene reicht. Damit ist der Bilderkreis geschlossen.

Eine Datierung des Kunstwerkes in das 6. Jahrhundert soll sich nach Volbach (Elfenbeinarbeiten S. 51) aus der Übereinstimmung mit einer Elfenbeinpyxis aus dem spätmerowingischen Gräberfeld von Nocera Umbra im Thermenmuseum in Rom ergeben¹³. Diese Pyxis zeigt zwar — ebenso wie die Pyxis aus der ehemaligen Sammlung Garthe im Britischen Museum¹⁴ — manche Übereinstimmungen auch in Einzelheiten mit der Trierer, sie ist aber so viel weniger gewandt, roher in der Zeichnung und in der Ausführung, daß wohl ein Zurückgehen auf gleiche Vorbilder, eine ikonographische Tradition, kaum jedoch anderes mehr daraus gefolgert werden darf. Einem von Volbach unlängst geäußerten früheren Zeitansatz der Trierer Pyxis auf Grund ihrer Auffindung im Schutt des Amphitheaters: um 400 n. Chr. (vgl. Anmerkung 5) widersprechen die oben angegebenen Fundumstände, nämlich im Torf eines Sumpfes, der sich über den

¹⁰ Die Darstellung der Opferung Isaaks ist bei den altchristlichen Künstlern besonders beliebt gewesen als Sinnbild der Seelenrettung. Vgl. G. Stuhlfauth, Die Engel in der altchristlichen Kunst, Freiburg i. Br. 1897, S. 96.

¹¹ d. h. ihn am Schopfe fassend, um ihn durch die Luft nach Babel zu Daniel zu tragen. Stuhlfauth, Die Engel S. 172.

¹² Sonst ist es auch ein Kreuz.

¹³ So auch sonst, schon im 4. Jahrh., vgl. Stuhlfauth, Die Engel, S. 83.

¹⁴ A. Venturi, Storia dell'Arte italiana. I. Abb. 406.

¹⁵ Volbach, Elfenbeinarbeiten a. a. O. Nr. 1. Stuhlfauth, Elfenbeinplastik S. 190, weist sie der mittleren Gruppe der Elfenbeinschnitzschule von Monza zu, die er in das 7. Jahrh. datiert.

Trümmern des Arenakellers gebildet hatte. Aber davon abgesehen würde dieser Zerstörungsschutt nur einen einseitigen Festpunkt, nur einen terminus post quem und überdies nur einen unsicheren Anhalt für die Datierungen geben, insofern als die Schuttsschichten zu verschiedenen, nicht sicher datierbaren Zeiten in den Keller gekommen zu sein scheinen. Die Fundlage vermöchte naturgemäß auch für die Entstehung der Pyxis nichts zu besagen, da zwischen der Herstellung und dem unter-die-Erde-geratenen großen Zeiträume liegen können. Für einen frühen Zeitansatz (4. Jahrhundert), an den ich glaube möchte, kann außer stilistischen Gründen vielleicht die gute Buchstabenform der Ritzinschrift dienen. Diese braucht freilich nicht mit der Entstehung der Schnitzerei gleichzeitig zu sein; aber sie kann höchstens jünger sein als diese.

Der Stil unserer Pyxis (Gewänder, Bewegungsmotiv, Mauerhintergrund, Verschärfung des Blicks) dürfte genügend Anhalt zu ihrer kunstgeschichtlichen Einordnung und zur Zeitfestlegung geben. Eine solche sollte aber nicht Aufgabe dieser Mitteilung sein.

Trierer schwarze Köpp.

Von Studienrat H. Milz, Trier.

In seiner groß angelegten „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit“ sucht der auch als Forschungsreisender wohlbekannte Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Breslau, Prof. Dr. Egon Frh. von Eickstedt, nicht nur die heute die Menschheit und ihre einzelnen Völker aufbauenden Rassen zu schildern, sondern auch die Entstehung der einzelnen Rassen aufzuklären. Er bespricht dabei auch die im deutschen Volke vorhandene Mischung der Rassen und glaubt einen besonders starken Einschlag der mediterranen Rasse (bei Günther westischen Rasse) in Westdeutschland feststellen zu können. „Im letzteren Gebiet“, so schreibt er Seite 400, „vor allem im Elsass, dem Rheinland und der Pfalz stellen sie (d. h. die Vertreter der westischen Rasse) allerdings teilweise auch erst jüngere historische Einschläge dar. Im Volksmund wird dabei oft mehr das Wesen als der Typus beachtet, wie sich im Spitznamen der „Pfälzer Kriescher“, dem lebhaften, schreienden, südl. beweglichen Menschen kundtut. Am stärksten ist der mediterrane Einschlag in Deutschland aber in Trier, das jahrhundertelang römische Kaiserstadt gewesen war. »De Trierische haam schwarz e Köpp«, sagt der Moselbauer. Die große Zahl nicht nur kurzweg dunkelhaariger, sondern richtig mediterraner Typen in Trier ist in der Tat überraschend.“

Außer auf seine wohl eigene Beobachtung stützt sich Freiherr von Eickstedt also hier auch auf ein von ihm angeführtes Sprichwort der Moselbauern, das sich auf die schwarzen Köpfe der Trierer beziehen soll. Und da muß ich sagen, daß mir, der selbst ein Moselaner ist, ein solches Sprichwort der Moselbauern unbekannt ist. Auch habe ich mich bei Moselbauern aus andern Dörfern weiter moselabwärts erkundigt, aber auch ihnen war ein solches Sprichwort unbekannt. Was hat es also mit ihm für eine Bewandtnis? Wie mir scheint, ist hier Freiherr von Eickstedt oder sein Gewährsmann einem Mißverständnis zum Opfer gefallen. Hätte er sich etwa in meinem Heimatdorfe danach erkundigt, was für Leute etwa in Mülheim oder Beldenz oder Trarbach wohnen, so hätte er sicher die Antwort bekommen, dort wohnen „Blaköpp“. Es wäre ihm dann wohl klar geworden, daß damit nicht Menschen mit blauen Haaren gemeint sein könnten, sondern er hätte weiter gefragt und dann erfahren, daß damit der Unterschied des Bekenntnisses gemeint sei. So scheint mir das Sprichwort vielleicht in der Trarbacher Gegend aufgeschnappt worden zu sein, wo es den Sinn hatte, in Trier wohnten eben Katholiken, im Gegensatz zu den Lutherischen in Trarbach und Umgegend, soweit sie früher zur hinteren Grafschaft Sponheim gehört hat.

Und nun die römische Kaiserstadt! Sie hat es Freiherrn von Eickstedt so angetan, daß er diese Bezeichnung für Trier noch zweimal gebraucht, Seite 434 und bei der Beschriftung des Bildes eines Winzermädchen Seite 433, das als Muster der „Mediterranen an der Mosel“ dort abgebildet und auch auf dem Werbeblatte des Verlags für das Werk wiedergegeben ist. Wir wissen dabei neuerdings mit völliger Sicherheit, daß die Treverer sich mit Recht ihrer germanischen Abkunft gerühmt haben; wir wissen neuerdings aber auch, daß gerade die Zeit, in der Trier Kaiserstuhl war — „jahrhundertelang“ hat diese Zeit ja keineswegs gedauert — wieder ein stärkeres Vordringen germanischer Bewohner nach Trier und in seine Umgegend brachte. Es beweist dies ja deutlich der Wechsel in der Art des in Trier, dem großen Mittelpunkt der Töpferei diesseits der Alpen, angefertigten Geschirrs, vorher Geschirr für Römer nach römischem Muster, nach dem großen Germaneneinfall und der dabei erfolgten Zerstörung aber Ge-